

Antje Rávik Strubel

Mein Sommer in Calw

Es war der Sommer der Unwetter, der Starkregen, der Erdbeben, der Sommer der Tauben und wilden Erdbeeren, die in Töpfen auf Piets Terrasse wuchsen, der Sommer der Schönbacher Biere und eines verstärkten Laufprogramms über den Gimpelstein zum Schafott und Wölflesbrunnen und weiter über die Wiesen in Richtung Spessardt, der Sommer, in dem ich ein Theaterstück und einen Essay über Kleists Theaterstück „Penthesilea“ für die Salzburger Festspiele schrieb. Der Sommer, in dem die Lokalzeitung meinen Auftritt am Nagolder Otto-Hahn-Gymnasium jugendlich nannte, vielleicht, weil mir Handtaschen und langes Monologisieren nicht liegen, und in dem mir die schwäbische Form sprachlicher Verniedlichung selbst seriöser Dinge und Menschen so gefallen hat wie nie zuvor und nie wieder danach.

Jeder Tag begann mit dem Scharren von Vogelfüßen auf dem Gitter der Dachrinne und einem unruhigen Gurren, das durchs angekippte Fenster drang. Im Halblicht des Morgens vor noch zugezogenen Gardinen turtelte und gurgelte und gurrte es in meinem langsam zur Besinnung kommenden Geist, wodurch ich mich zunächst unter unzähligen Flattervieh in einem riesigen Käfig wähnte, der, wie sich herausstellte, mein Kopf war, bis mich schließlich das Erwachen von diesem Alb erlöste. Und doch blickte mich noch den ganzen Morgen über eine Taube mit ihrem gnadenlosen starren Auge an, dem ich nur entging, wenn sich nach fest getaktetem Rhythmus das Lid von unten und von oben aufeinander zuschob und der Blick sekundenlang zwischen diesen beiden Hautklappen erlosch wie früher das Fernsehbild. Den Kopf hielt sie schräg, während ich beim Arbeiten saß, sie war sehr nah, und es war immer dieselbe, wie mir schien, weil ich eine Taube nicht von einer anderen unterscheiden kann, mich überhaupt mit Vögeln nicht auskenne, sogar eine leichte Vogelphobie habe, seit mir der Wellensittich meiner Tante als Kind auf den Kopf geflogen war, die eigentlich keine Phobie vor dem Tier ist, sondern vor seinem Geflatter. Seither war ich von einer Nordseemöwe auf Sylt eines Apfelkuchenstücks beraubt worden, als ich es mir gerade in einem Strandkorb zum Kaffeetrinken gemütlich machte, in Sydney hatte mir eine australische Möwe auf einem Fischmarkt zwei große Stücke Thunfisch-Sashimi vom Teller geklaut, und auf der schwedischen Vogelschutzinsel Stora Karlsö, wo ich in einem leicht wahnsinnigen, verhaltenstherapeutischen Anfall für einen Roman Recherchen über die Trottellummen anstellte, war ich von Küstenseeschwalben attackiert worden, die in steilem Sinkflug kreischend auf meinen Schädel niederstießen.

Von der Taube unterm Dach des Hermann-Hesse-Hauses trennte mich die Fensterscheibe. Sie flatterte auch nicht, sie guckte. Sie guckte und ruckte mit dem Kopf und schluckte, als sei ihr mein

Anblick im Hals steckengeblieben oder etwas anderes Unverträgliches, das sie trotz pausenloser Schlundgymnastik nicht herunterbrachte. Es war, als führe sie mir pantomimisch meine geistigen Verrenkungen vor, und sie hatte recht; es war ein schwerer Brocken, dieses Stück von Kleist, über dem ich da grübelte. (Eigentlich hätte ich in einem Kleist-Haus sein sollen, aber nicht immer passen die Stipendien zu den laufenden Arbeitsprojekten.)

Später verdunkelte sich der Himmel. Da war es schon Nachmittag. Immer häufiger zog sich der Himmel nach der Mittagspause zu, die ich spazierend oder joggend im Wald verbrachte, um mit einem guten Satz oder auch mit zweien erfrischt zurückzukehren. Heiß war es trotzdem, und kurz darauf, nach einer lastenden, schwülen, reglosen halben Stunde, brach der Himmel mit grellem Zucken und grollendem Grummeln auf, das vom Wimberg aus direkt auf meine Dachzimmer zuzuhalten schien, wo ich am offenen, denkmalgeschützten Fenster stand. Der Markt unten war wie leergefegt. Ein vereinzelter Sonnenschirm flatterte, schon halb aus dem Metallgerüst gerissen, an seinem Ständer.

Da fiel mir auf, dass ich allein war. Das Gurren und Scharren hatte ausgesetzt. Kein Laut kam vom Gitter der Dachrinne. Es herrschte Stille, bis das nächste Donnern das Dach erbeben ließ. Sturm kam auf. Und während wie auf Knopfdruck gewaltige Wassermassen auf das Rathaus und die Planen des Baugerüsts gegenüber, auf die hübsche Fassades des Hauses, in dem ich stand, und auf jede Dachrinne in der Stadt einschlugen, das Kopfsteinpflaster dunkel färbten und aus der Marktstraße ein Bachbett machten, einen Strom, der durch die Bestuhlung des italienischen Restaurants schoss und bis unter die Tür eines Schuhgeschäfts führte, fragte ich mich, wo die Taube war. Wo sie alle waren. In welchem Baum sie sich geflüchtet haben mochten, aber als ich zu den Bäumen sah, sah ich sie schon brechen. Im Schwanken der Wipfel fand auch eine Taube keinen Halt. Der Sturm peitschte Blätter wie Geschosse durch die Luft, zerfetzte die Kronen, dann knickten Zweige, Äste brachen, schließlich gaben auch die Stämme nach und knickten um, denn, das erfuhr ich allerdings erst hinterher, ein Wirbelsturm drehte mit surrealer Saugkraft die Wurzeln im Stadtwald aus der Erde, der lockere Boden saugte sich rasend schnell mit Wasser voll und wurde zu einer Schlammlawine, die sich, alles unter sich zermahlend, ins Tal hinunterwälzte.

Mein Fenster hatte ich längst zugemacht. Wo aber sollte eine Taube hin? In der Tür des Schuhgeschäfts erkannte ich im dichten Regen eine Frau, die Inhaberin oder eine Verkäuferin, die versuchte, dem reißenden Strom, der die Schuhregale im Inneren wegzuschwemmen drohte, mit einem einzelnen Schrubber beizukommen. Verzweifelt schob sie das strömende Wasser von der Türschwelle weg in Richtung eines Gullis vor dem Laden, wobei jeder Schub einen noch heftigeren Gegenschub auslöste. Bald würde auch der Laden unter Wasser stehen.

Das Unwetter dauerte keine halbe Stunde und ließ Stadtwald und Innenstadt verwüstet zurück.

Ein Mensch kam in der Schlammlawine zu Schaden und musste im Krankenhaus behandelt werden. Auch Hermann Hesses Gedichte waren nach dem Wirbelsturm mitsamt der Stelen vom Stadtgarten hinunter in die Salzgasse gerutscht, mitten unter die Leute, die, wenn sie Glück hatten, einen Buchstaben oder sogar ein Wort zu fassen bekamen.

*Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.*

Aber nicht eines der Wörter war es, sondern eine einzelne Feder, die sich als erste vom getrockneten Schlamm löste und, als eine Brise aufkam, ein Stück über den Boden wehte und dann abhob, eine Taubenfeder, und ich bin sicher, dass es eine Feder meiner Taube war.